

Nr. 16 Bydgoszcz / Bromberg, 21. Januar 1938



(3. Fortsetzung.)

Blandine trägt auch heute wieder den glatten, fußfreien Rock, dazu die weiße Sportbluse. Niemals noch hat Helbing sie je anders gekleidet gesehen. Ebenso wie er keine andere Kopfbedeckung an ihr kennt als die kleine, schlichte Filzkappe.

Und diesmal spricht er seine Gedanken unwillkürlich aus.

„Haben Sie denn wirklich nichts anderes anzuziehen?" Kaum gesagt, erschrickt er über die ihm entschlüpften Worte.

Auch Blandine stutzt zuerst, sieht ihn befremdet an, bevor sie freundliche, aber betonte Antwort gibt:

„O nein . . ich besitze doch vor allem die schwarze Anwaltsrobe."

„Ich stecke die verdiente Zurechtweisung ein, Frau Doktor, bitte aber gleichzeitig um Verzeihung. Ich habe das natürlich nicht so gemeint . . ."

„Lassen Sie nur, Herr Helbing. Ihr Gedankengang ist schließlich durchaus begreiflich. Mich zu verstehen, ist hingegen viel schwerer. Ich mag Ihnen in gewissen Dingen schon recht verschroben und widerspruchsvoll erscheinen."

„Daß das natürlich nicht so ist, wissen Sie selbst sehr genau, Frau Blandine, während Sie ganz bewußt Worte gebrauchen, mit denen Sie neben dem Wesentlichen dahinsprechen . . . Wenn Sie mich doch nicht immer so abtun wollten!"

Die Frau entgegnet nichts. Schlingt nur den Arm um den Stamm einer zarten Birke; bleibt an ihn gelehnt stehen. Helbing, der jetzt weitersprechen will, weitersprechen muß, nimmt es als Zeichen, daß er auch weitersprechen darf.

„Ich kann und will die Regung in mir nicht kritisch zerpflücken, die mich vom ersten Augenblick dazu gedrängt hat, um Ihr Vertrauen zu werben . . . Genug, daß diese Regung zu meinen besten Empfindungen gehört und darum vielleicht doch Ihrer Beachtung wert sein dürfte . . ."

„Sie haben gar keine Veranlassung, so bitter zu sprechen, Herr Helbing. Als Bernds treuester Freund sind Sie . . ."

„Nicht, Frau Doktor! Bitte nicht in dieser Tonart weiter. Kommen Sie um Gottes willen jetzt nicht mit der gewiß sehr schönen Redewendung, daß Bernds Freund auch der Ihre sei. Verstehen Sie denn nicht oder wollen Sie nicht verstehen, daß ich nicht allein nur um Bernds willen bei Ihnen gelten möchte, nicht nur auf diesem Umweg Ihnen nahe kommen will. Schließlich bin ich doch nicht nur Bernds Freund, sind Sie doch nicht nur Bernds Frau. Wir haben doch auch unsere eigene Persönlichkeit als Menschenwesen für sich . . ."

„Gewiß, Franz Helbing, und als Mensch schätze ich Sie um Ihretwillen." Blandine sieht dem erregten Mann mit großem, ruhevollem Blick ins Auge. „Schätze Sie wie keinen andern. Bin von Herzen froh und dankbar zugleich, daß Sie unser Leben teilen. Nenne Sie bewußt auch meinen Freund."

„Warum verschließen Sie sich mir dann so? Versagen mir Ihr Vertrauen?" drängt der Mann.

Blandine schüttelt den Kopf.

„Nun begreife ich Sie aber wirklich nicht, Herr Helbing. Übersehen Sie denn nicht ganz und gar mein Leben? Gibt es irgend etwas darin, das Sie nicht kennen, darum Sie nicht wissen? Und habe ich Ihnen diesen Einblick nicht aus freien Stücken, rückhaltlos gleich in der ersten Stunde gewährt, da wir uns gegenübergetreten sind? Kann ein Mensch dem andern überhaupt mehr Vertrauen schenken?"

„Ja, Frau Blandine. Nämlich, indem er dem Freund sein inneres Sein erschließt. Und das tun Sie nicht. Sie lassen es beim äußeren Leben bewenden. Und das ist herzlich wenig."

„Auch diesen Vorwurf muß ich zurückweisen, mein lieber Helbing. Der feine Unterschied, den Sie da machen, trifft hier nicht zu. Wenn auch sicherlich nicht immer das äußerliche Leben eines Menschen das getreue Spiegelbild seines Innern sein mag, bei mir ist es doch so."

„Wollen Sie wirklich behaupten, daß es für Sie keine Erwartung gibt, keine Hoffnung, keine Sehnsucht, keinen Wunsch, keine Angst, nicht die geringste Regung und Erregung des Gemüts?"

„Aber lieber Helbing, überlegen Sie doch einmal: was soll ich denn noch erhoffen, herbeisehnen oder wünschen, wovor kann ich mich denn noch ängstigen, fürchten oder bangen? Begreifen Sie denn nicht, daß ich vom Schicksal alles, was mir bestimmt war, gleich auf einmal empfangen habe, und daß damit für mich vorweggenommen wurde, was andern Menschen bevorsteht, nämlich die Zukunft. Mein Leben hat sich bereits so erfüllt, daß es von keinen wesentlichen Änderungen oder Schwankungen je berührt werden kann. Da ist doch alles ganz genau ausgerechnet bis zum Schluß. Und dadurch ist eigentlich schon etwas davon überhaupt beendet. Nämlich jene Empfindungen von Hoffnung, Erwartung und so weiter, die Sie eben aufgezählt haben. Sehen Sie, lieber Freund, ich bin nicht mehr unterwegs, wie Sie und alle Menschen, die das Leben an der Hand führt, denen es eine Tür nach der andern öffnet zu etwas Neuem, Überraschendem, sei es in gutem oder schlechtem Sinn. Ich bin schon durch alle Türen gegangen, bin auf einem Haltepunkt angelangt, der sich im wesentlichen nicht mehr vom Endziel des Lebens unterscheidet. Ja, ich bin nicht mehr unterwegs. Verstehen Sie mich nun?"

„Ich verstehe Sie insoweit, als ich Ihrem Gedankengang wohl folgen kann und die Logik Ihrer Theorie begreife. Aber ich widerspreche Ihnen in der Sache selbst, nämlich in Ihrer besonderen Lebensauffassung, weil sie auf einem Trugschluß aufgebaut ist."

„Und der wäre?"

„Kein Mensch kann sich aus der Gesamtheit allen Lebens so ausschließen, daß er „nicht mehr unterwegs ist", wie Sie es ausdrücken. Ich räume ein, daß es Fälle gibt, oder besser gesagt, Lebenslagen, da es für den Augenblick so

scheinen mag; aber tatsächlich ist das, was Sie hier sagten, ein Ding der Unmöglichkeit, weil es widernatürlich ist; denn immer wird Leben gleichbedeutend sein mit weitergehen."

„Es wäre sehr schön, wenn Sie recht hätten . . ."

„Blandine, vor wenigen Minuten noch habe ich Sie gebeten, mir zu vertrauen. Jetzt bitte ich nur: Vertrauen Sie dem Leben!"

„Ich will es versuchen," entgegnet sie leise und quält ein Lächeln um den blassen Mund und denkt: Woher soll ich die Kraft zur Hoffnung aufbringen, seit jenem Abend, der mich zur Lauscherin gemacht und mir verraten hat, daß ich doch nie das Herz des Mannes gewinnen kann, den ich liebe, seit er in mein Leben trat. Der meine Liebe nicht gesehen, als er noch mit zwei großen, klaren Augen in die Welt geblickt, der sie auch nicht ahnt, seit er nur noch nach innen schaut. Und der darum auch nichts von dieser unglückseligen Liebe erfahrn darf, die ich still durch mein Leben trage, dieses Leben, das — Pflicht heißt.

Ebenso wie Blandine in ihr leidvolles Sinnen, ist auch der Mann in seine Gedanken tief versponnen, indes beide langsam den Weg zurückgehen, den sie gekommen sind.

Aber Helbings Denken ist von Hoffnung beschwingt. Ihn erfüllt jenes Vertrauen zum Leben, das er der Frau einflößen möchte, an der er mit allen Fasern seines Herzens hängt. Zum erstenmal gesteht er sich das unumwunden ein. Empfindet es nicht als Treulosigkeit gegen den Freund, der Blandine ja doch nicht liebt, dem sie nicht Frau ist, sondern nur Geschäftspartnerin.

Schweigend legen Blandine und Helbing die Heimfahrt zurück, indes diese seltsame Aussprache in ihnen nachklingt . . .

*

Helbings rein gefühlsmäßiger Glaube an eine Entwicklung der Dinge als Erfüllung seines immer leidenschaftlicher brennenden Wunsches erlischt, sobald sich die Vernunft meldet. Die Vernunft, die in gesteigerter Stimmung wohl zeitweise ausgeschaltet, nie aber ganz erstickt werden kann. Ihr nüchternes Denken findet keine Antwort auf die Frage, die so groß und schwer in ihm glüht, daß sie — bewußt und unbewußt — Triebfeder seines Tuns und Lassens ist. Flüchtet er dann vor der Unzulänglichkeit dieser Vernunft in die Welt des Gefühls, so sucht er auch dort vergeblich Erlösung aus seiner Bedrängnis, die von Ungeduld gestachelt wird.

Es ist dann schon ein Meisterstück vollendeter Selbstbeherrschung, das Helbing mitunter fertig bringen muß, um seine oft bös zerrissene Gemütsverfassung ebenso vor dem stets wachen sechsten Sinn des blinden Freundes zu verbergen, wie sie gegenüber der aufreizenden, unveränderten Gelassenheit der Frau zu zügeln . . .

Jenem ersten Autoausflug mit Blandine sind zwar noch weitere gefolgt, und zum Segeln, das der Frau Doktor entschieden Freude bereitet, ist diese sogar immer gern bereit.

Aber trotzdem ist Helbing ihr nicht um einen Schritt näher gekommen. Ja, manchmal hat er das untrügliche Gefühl, daß sie ihm seelisch ferner gerückt sei, denn zuvor. Nie wieder wagt er ein persönliches Gespräch gleich jenem, das sich das eine Mal nur ergeben hatte, und das Blandine vollkommen vergessen zu haben scheint; denn da gibt es nichts in der ausgeglichenen, beherrschten Freundlichkeit ihres Wesens, das Helbings stets suchenden Gedanken Richtung geben könnte . . .

Dagegen kann er ihnen zwei Beobachtungen einreihen, die ihm der launische Zufall beschert.

Die erste ist die Bekanntschaft mit Blandinens Zimmer.

Bernd hat ihn dahin geschickt, damit er ihm das Diktaphon hole. Ein solches von besonderen Ausmaßen und spezieller Konstruktion dient dazu, Bernds Mitarbeit an der Rechtsanwaltspraxis unmittelbarer zu gestalten. Er pflegt in der Stille seines Zimmers die Walzen zu besprechen, indem er seine wohldurchdachte Meinung zu dem einen oder anderen Fall äußert; diese wertvollen Anregungen dienen seiner Frau dann, wenn sie die Walzen ablaufen läßt, oft als Grundlage oder Beitrag zu Plädoyers und Schriftsätzen.

„Da du doch schon fortgehst, Franz, möchte ich meine Gedanken zu einem Prozeß, der Dina einiges Kopfzerbrechen verursacht, dem Diktaphon anvertrauen," hat Bernd gesagt. „Sei so gut und bringe mir das Ding. Der Emil hat heute seinen freien Tag."

„Gern. Ich weiß nur nicht, welches Zimmer deine Frau bewohnt."

„Natürlich das meiner verstorbenen Mutter; jenseits der Diele . . . gleich linker Hand . . ."

„Dann weiß ich schon Bescheid." Und Helbing ist nach dem Boudoir gegangen, diesem in Malvenfarbe gehaltenen, mit hellen, reich eingelegten Möbeln des holländischen Barock kostbar ausgestatteten Raum, der dem halbwüchsigen Knaben einst als Inbegriff märchenhafter Pracht erschienen war.

Natürlich ist seinem höflichen Klopfen keine Antwort geworden, denn die jetzige Bewohnerin des Damenzimmers hat zur Stunde Termine am Kammergericht wahrzunehmen gehabt. Dann hat er die Tür geöffnet und ist in höchster Betroffenheit auf der Schwelle stehengeblieben.

So kraß ist die erste äußerliche Veränderung in den Räumen des Rainerhauses, welcher er hier begegnet, daß er erschrickt.

Verschwunden ist die elegante Einrichtung, darin die verwöhnte, so früh verstorbene Frau Jutta Rainer sich mit der Grazie der Dame von Welt bewegt hatte. Jetzt steht in diesem Zimmer ein einfaches Messingbett, ein ebenso einfaches, kretonnebezogenes Sofa, ein schmaler Schrank und zwei Stühle. Das Wichtigste ist ein großer, viereckiger Arbeitstisch, der mit Büchern, Schreibzeug und Mappen bedeckt ist, ähnlich wie Blandines Kanzleischreibtisch. Und hier steht auch das Diktaphon. Den Boden bedeckt ein einfacher, hellbrauner Kokosläufer, am Fenster ist eine billige Mullgardine angebracht.

Gerade, daß es nicht ganz und gar wie eine Zelle aussieht, hat Helbing gedacht, und hat sich doch nicht losreißen können von diesem mehr als seltsam anmutenden Raum, in dem das mindeste zu berühren, er eine unüberwindliche Scheu empfand. Und schließlich hat er dann doch etwas wie einen „Schmuck" des Zimmers entdeckt. Hat es zuerst für ein Bild gehalten und dann bemerkt, daß die schlichten, schwarzen Holzleisten einen Spruch umrahmen:

Denn wer da bittet, der empfähet,
und wer da suchet, der findet, und
wer da klopfet, dem wird aufgetan.
Matth. 7, 8.

Der Einsegnungsspruch der jungen Blandine Mathesius.

„Na, hast wohl erst suchen müssen", hat Bernd ihn empfangen, als er dann schließlich doch mit dem Diktaphon zurückgekommen ist.

„O nein, Bernd, das war es nicht, was mich so lange aufgehalten hat. Ich bin nur so überrascht gewesen, doch eine Veränderung in der alten Wohnung zu finden. Im Zimmer deiner Mutter, will sagen deiner Frau . . ."

„Ja, richtig. Dina erwähnte mal, daß sie sich etwas von ihren Sachen dorthin stellen lassen wollte . . . Sie schläft ja auch in dem Zimmer . . . Na, hoffentlich ist es nett . . ."

„Sehr nett," hat Helbing gerade noch mit einiger Glaubwürdigkeit im Ton versichern können.

Gedacht hat er sich, daß dieser „sehr nette Raum" zu der Erscheinung in den ewigen weißen, oder allenfalls einmal hellgelben Hemdblusen in Verbindung mit den dunkelblauen, oder allenfalls einmal sandfarbenen Röcken passe. Und dann hat er noch weiter darüber hin und her geklügelt, bis er die zweite Entdeckung machte, die ihm noch viel mehr zu denken gab.

Wenige Tage später ist es gewesen, in Blandines Kanzleikontor, als er mit ihr und Burkhardt Einzelheiten des von Bankier Lorenz entworfenen Vertrages durchgesprochen hatte. Die Punkte waren klar umrissen, so daß sich im wesentlichen Ergänzungen hierzu erübrigten.

„Die vorliegende Formulierung kann durchweg als endgültig angenommen werden", hat Blandine abschließend erklärt. „Ich möchte bei dieser Gelegenheit aber gleich noch auf etwas anderes aufmerksam machen. Da ist kürzlich ein Bureauhaus infolge Konkurs der Baugesellschaft in Zwangsverwaltung durch unsere Kanzlei gekommen. Ich glaube, hier wären Räume, die Ihren Zwecken just entsprechen könnten, Herr Helbing. Zufällig sind auch die Bedingungen ebenso günstig wie die Lage . . . Köthener Straße . . . gute Citygegend . . ."

„Das würde mich natürlich sehr interessieren, Frau Doktor."

„Eben, das dachte ich mir. Also vertiefen Sie sich zunächst hier in die Pläne des Hauses. Kollege Burkhardt, der ja unterrichtet ist, wird Ihnen gewiß gern dabei zur

Seite stehen. Bleiben Sie damit auch ruhig hier in meinem Bureau sitzen. Ich selbst muß leider gehen. In Moabit wartet ein Untersuchungsgefangener auf meinen Besuch ... ein armer, schwacher Kerl, kein schlechter Mensch ..." Während Blandine so sprach, hatte sie das zu dem dunkelblauen Rock passende Jäckchen vom Haken genommen und über die weiße Bluse gezogen, die kleine Kappe aufgesetzt, Handschuhe übergestreift und die Aktentasche unter den Arm genommen.

In ihr freundliches „Auf Wiedersehen!" konnten sich die beiden Männer teilen, die ihr nachblickten ...

Helbing war der erste, der sich den Papieren zuwandte, die auf dem Schreibtisch ausgebreitet lagen. In der Absicht, Burkhardt deswegen anzusprechen, richtete er den Blick auf ihn und — erschrak.

(Fortsetzung folgt.)

Sprecher und Sänger des Volkes.

Wilhelm Schäfer beging am 20. Januar 1938 seinen 70. Geburtstag.

Von Wilhelm Richard Jung.

Wenn wir des Dichters in seinem hohen Alter gedenken, so geschieht es mit stillen Worten, denn aus der Stille heraus hat er geschafft und wirkt er heute noch für die Art und Ehre seines Volkes. Es gibt Menschen unter uns, die in unseren Tagen das Recht auf Persönlichkeit zu vermissen glauben. Sie mögen nur die Augen auftun und schauen! Wilhelm Schäfer ist einer dieser Großen, der den Wert der Persönlichkeit in sich trägt.

Er weiß, daß der Weg dazu nicht leicht ist, daß Persönlichkeit nicht Ruhm und Glanz bedeutet, weiß aber auch, daß sie nicht mit der Reklametrommel zu erringen ist. Ihm wurde bewußt, daß der Weg zur Höhe nur durch tiefes, inneres Schaffen und Wirken erreichbar ist. Und er hat auf diesem Wege ringen und alle Zwiespälte in sich überwinden müssen. So war es ein schwerer Weg, den er betreten hatte, denn er war erst Kritiker seiner selbst, ehe er Dichter wurde, ehe er die Berufung dazu in sich spürte.

Dieser Dichter, der sich mit all seiner Kraft zu seinem Volk bekannte, mit der Not seiner Brüder litt und rang, scheute nicht davor zurück, in trüben Tagen offene Worte über die wahre Berufung des Künstlers auszusprechen.

„Eine Kunst, die nicht dem Wahren und Guten gleichviel dient, ist eine undenkbare Spielerei; entweder sie gewinnt ihre Schönheit aus der gemeinsamen Lebenstiefe, oder sie ist keine Lebensmacht mehr ..." Diese Worte kennzeichnen den Sinn des Schaffens und die Charaktergröße des Dichters. Gewiß war Wilhelm Schäfer ein Einsamer seiner Tage, denn er erkannte die Daseinsberechtigung aller schöpferisch Tätigen nur als Sprecher und Künder ihres Volkes an, alles Bindungslose war Gaukelspiel für ihn.

Wilhelm Schäfer wurde in Ottrau in Hessen geboren. Der Knabe durchstreifte träumend das Land, bis ihn der Lehrerberuf für den Tag wachrüttelte. Inmitten der damaligen literarischen Auseinandersetzungen, die der junge Gerhart Hauptmann hervorrief, bekam Schäfer die Bauerngeschichten Björnsons zu Gesicht, und sie gaben ihm den ersten Antrieb zu eigenem Schaffen. Dieser Weg führte über einige dramatische Versuche, die mit bitterer Selbstkritik verbunden waren, bis zur großen epischen Erzählung, und hier offenbarte sich dann die wahre Könnerschaft des Berufenen. Er schrieb es allein dem „Kalendermann" Johann Peter Hebel zu. „... Daß er mein Erzieher zur Epik wurde, bekenne ich gern und mit ehrfürchtigem Dank."

Wenn wir aus dem reichen Schaffen des Dichters einige Werke herausgreifen, so sei zunächst auf seine Anekdoten verwiesen, jene formvollendeten Kabinettstücke, die wie Schlaglichter Schicksale und Geschehnisse der Weltgeschichte in winzigen Bruchteilen aufleuchten lassen. In der 1913 erschienenen Erzählung „Die unterbrochene Rheinfahrt" zeigt uns Wilhelm Schäfer seinen eigenen Weg, der mit jugendlichen Träumen angefüllt ist und vorbeiführt an Menschenfreud und Menschenleid.

Wie er schon in diesem Werk dem Ringenden und Suchenden seine ganze Kraft zuspricht, so geschieht es noch stärker und innerlicher in dem Pestalozzi-Roman „Lebenstag eines Menschenfreundes". Hier verkündet der große Erzieher die Botschaft von dem gemeinsamen Schicksal, das uns durch unser Blut bindet und uns aus der Einsamkeit zur großen Gemeinschaft führt.

Wilhelm Schäfer fühlte sich dem deutschen Volksschicksal immer enger verbunden, so daß ihn das Volk in Not und ohne Wehr zum Mahner und Rufer werden ließ. Da erschienen im Jahre 1922 „Die dreizehn Bücher von der deutschen Seele", jenes gewaltige Werk, das die Müden aus dem Schlaf weckte und den Schwachen wieder Kraft gab, den Weg zurück zum Volk zu finden. Mit diesem mächtigen deutschen Volksbuch weist der Dichter seinen Brüdern den Pfad aus Finsternis und Verirrung, und er hält oft hartes Gericht, denn „Wir waren Deutsche aus Zufall, weil wir unser Schicksal vergaßen, weil wir in einem andern Reich befangen waren als in jenem, das unsere Sprache umgreift ..."

Der Tag von Kappel und der von Worms fanden ihren dichterischen Niederschlag in dem Volksbuch „Huldreich Zwingli". Wieder ist es ein Volk, das in Schmach und Not am Boden liegt, und einer ist in diesem Volk, der die Kraft in sich glaubt, die Brüder zu einer Eidgenossenschaft sammeln zu können. Der Held Zwingli muß sein hohes, sittliches Werk mit dem Leben bezahlen. Neben diesem heroischen Staatsmann sehen wir Luther. Aber nicht nur den religiösen Reformator, sondern auch den politischen Erneuerer, der dem Diesseits ganz zugewandt ist und das Leben in all seinen edlen Formen billigt und bejaht.

So wird Wilhelm Schäfer zum Vorbild des deutschen Dichters, wie wir ihn auch in der Zukunft sehen wollen, wahr und echt in seinem Wort, edel in seinen Empfindungen und Gedanken.

Die Bauernschenke.

Von Bernhard Schulz.

Die Schenke ist ein Haus wie jedes andere im Dorf, weiß gekalkt und mit schwarzen Balken durchflochten, mit grünen, klappernden Fensterläden, dann auch seltsam ineinandergeschachtelt von einem, der dies alles, Wohnhaus, Schuppen, Stall und Scheune, für Spielzeug genommen haben mag. Freilich ist dieser eine sehr groß gewesen, denn er hat beim Spielen nicht acht gehabt und den Sattel des Dachs ein wenig eingedrückt, mit dem Daumen vielleicht, und die Schenke steht nun schief und breitbeinig da wie ein alter Gaul. Aber ein paar filzige Nußbäume knarren um das Haus, und ihre Äste klopfen bei starkem Wind sehnsüchtig ans Fenster.

In der Stunde, da über dem dunkelnden Lande der Wind aufsteht und überall herumzustöbern sich anschickt, ist dann auch vom Turm das Läuten zu hören wie allabendlich, und jeder Schlag ist weithin begleitet von einem rostigen Seufzer.

Erst jetzt kommen die Bauern mit schweren Schritten die Straße hinabgestampft. Und auch ein Fuhrwerk rollt an. Es ist der Metzger oder der Brotmann oder irgendwer. Vor der Schenke bleibt das Gefährt stehen, als ob es so sein müsse und als sei es in den hundert Jahren, die das Haus nun schon auf seinem Buckel hat, nie anders gewesen. Das Pferd steht da und läßt den Kopf zur Erde hängen, die Augen glotzen manchmal traurig zu den Fenstern hin, durch die Schatten, Geräusche und Düfte auf die Straße dringen.

Um die weißgescheuerten Tische sitzen nun die Bauern und haben den kornduftenden Schnaps dieses Landes in hellen Gläschen vor sich stehen. Sie spüren das Knattern und Stöhnen der Dreschmaschine noch im Ohr: das Pferd stampft am Göpel, immer im Kreise, die Kühe muhen wohlig, und die Hühner sitzen wie aufgeplusterte Federbälle auf den Heuraufen. Daheim geht alles seinen guten Gang. An den Stiefeln der Männer krustet lehmige Erde, Stroh und Mistknoten zwischen den blank gelaufenen Sohlennägeln.

Wie sehr ich dieses Dämmerlicht liebe, das über den Tischen geistert. Und das melodische Geläut der Klingel, die über der Tür jedesmal ihre goldenen Röhren umeinanderschüttelt, sobald einer die Schwelle betritt! Biertropfen klatschen behäbig-langsam ins Becken, und bisweilen

läßt der Wirt den Wasserstrahl rauschen. Oder er öffnet eine der Türen des Glasschranks, die seit Jahren nicht mehr geölt worden sind und zornig kreischen. Dort verwahrt der Wirt die Zigarren, blaß gewordene Ansichtskarten und verschimmelte Zuckerstangen, die kein Mensch mehr kaufen will.

Durch den Küchenschieber zieht der Geruch von gebratenen Kartoffeln und geräucherter Wurst in die Stube, und die Mägde dort lachen hell auf, oder sie singen vielstimmig ein Lied von dem Burschen, der ins Feld ziehen mußte, und die ganze Traurigkeit ihrer Mägdesehnsucht ist darin. Wenn man sich setzt zum Fenster hinüberbewegt, sieht man weit hinten die Lichter in den Häusern wach werden. Etwas höher leuchtet auf den Kuppen der Berge Schnee, und der Mond sichelt langsam durch die grasenden Herden der Nachtwölkchen.

Dies alles ist voll einer guten Heiterkeit, voll einer klaren Lebhaftigkeit der Sinne. Es ist ein Stück Geheimnis, ein Glanz aus einem Märchen, das an mir vorübergeht.

Die Mägde in der Küche werden es nicht wissen, daß die Bauern harte, rauhe Stimmen haben und daß sie manchmal so unverhüllt über etwas lachen können, als gäbe es für sie keine Wunder mehr. Aber sie wissen doch, daß die Not mit ihnen am Tisch ist, Stunden der Saat und der Ernte, Glück und Mißgeschick des Alltags, totgeborene Kälber und verhagelte Roggenfelder. Die Männer lauschen zur Küche hin, und wenn es dort singt, können sie lange dasitzen und schweigen und an die Jugend denken, die hinter ihnen legt. Sie sehen eine alte Frau an einem Fenster sitzen, niedergebeugt und starr, ein Bild der Schwermut.

Die Stimmen dort drinnen sind rein und hell. Und ein Mädchen ist da, das heißt Rottraut. Die hat sich der Wirt vor Jahren aus dem Waisenhaus geholt. Und heute singt sie. Die Bauern merken auf und lächeln, und draußen stampft das Pferd mit den Hufen . . . Das klingt wie Traum, wie verfallene, verhuschte Musik.

Ozeanriesen der Zukunft.

Schnelle Stromlinienschiffe aus Glas und Stahl.

Der Ausbau des Flugverkehrs über den Atlantischen Ozeans stellt die Schiffahrtsgesellschaften aller beteiligten Länder vor einer Reihe schwieriger Aufgaben, die, wollen die Gesellschaften wettbewerbsfähig bleiben, erhöhte Leistungen erfordern. In fachmännischen Kreisen ist man sich darüber einig, daß zu solchen Leistungssteigerungen vor allem eine erhebliche Vergrößerung der Schiffsgeschwindigkeiten gehört und daß die Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten einer Schiffsreise keineswegs geringer sein dürfen als die eines Fluges.

Im Institut der britischen Marineingenieure in London nahm kürzlich ein Vertreter der Compagnie Generale Transatlantique ausführlich zu den wichtigsten Fragen Stellung und zeichnete dabei das Zukunftsbild unserer Ozeanriesen. Ihre Neugestaltung erscheint ihm unerläßlich, wobei selbst revolutionär wirkende Lösungen besser sind als gar keine. Der Vortragende, selbst ein bekannter Marinesachverständiger, forderte unter anderem den Bau der Atlantikschiffe ausschließlich in der auch im Flugverkehr bestens bewährten Stromlinienform. Eine Reise über den Ozean dürfe nicht länger als höchstens dreieinhalb Tage währen.

Die Schornsteine mit ihrer lästigen Rauchentwicklung seien grundsätzlich abzuschaffen, und jedes Deck müsse zur Erhöhung der Annehmlichkeit des Reisenden mit Glas überdacht, auch seitlich mit Glaswänden so gearbeitet werden, daß der Aufenthalt vornehmlich auf den oberen Decks jederzeit möglich sei. Selbsttätige Rolltreppen und ein planvolles Durchlüftungssystem aller Schiffsräume seien ferner für die Bequemlichkeit der Reisenden vonnöten. Die Durchschnittsgeschwindigkeit der Schiffe müsse mit rund 37 Knoten um etwa 4 über der bisher erreichten Höchstgeschwindigkeit liegen. Maschinen mit einer Stärke von 400 000 PS und sechs Schrauben würden zur Erzielung solcher Geschwindigkeit ausreichen. Schwierig sei zunächst die Unterbringung der Ölverbrauchs-Mengen, die sich schätzungsweise auf 2150 Tonnen täglich stellen würden. Um diese großen Vorräte unterbringen zu können, müsse man wohl oder übel Giganten von 100 000 Tonnen bauen, die unter Umständen eine Länge von 450 Metern erreichen könnten. Infolge des erhöhten Ölverbrauchs lasse sich somit eine Geschwindigkeitssteigerung nur unter beträchtlichem Mehraufwand an Kosten erreichen.

Ein Mißstand müsse künftig unbedingt beseitigt werden: daß nämlich etwaige Zeitersparnisse, die während der Überfahrt erzielt worden seien, durch eine sich auf mehrere Stunden erstreckende Zoll- und Paßkontrolle zum Teil wieder verloren gingen. Aus diesem Grunde erscheine es vorteilhaft, wenn man auf sämtlichen Ozeanschiffen diese Formalitäten bereits während der Überfahrt erledige. Nur durch äußerste Kraftanspannung werde sich die Übersee-Schiffahrt gegenüber dem Flugverkehr als ebenbürtig erweisen.



Bunte Chronik



Nach dem Pulver der Schilddrüse . . .

Es ist nicht selten, daß eine Entfettungskur schwere Schädigungen des Körpers nach sich zieht. Und es ergibt sich daraus die Pflicht, die Schuldfrage in solchen Fällen auf das genaueste zu klären. Da war ein Mädchen von 25 Jahren zu der Überzeugung gelangt, daß ihr Gewicht von 66,7 Kilo zu hoch sei, und alsbald begann die Entfettungskur. Ein Jahr lang wurde Schilddrüsenpulver genommen. Aber das Mittel muß wohl nicht mit der gewünschten Schnelligkeit gewirkt haben. Die junge Dame hörte also auf den Rat einer Freundin und griff zu Tabletten, die der Chemiker als Dinitro-Phenol bezeichnet. Aber die neue Kur bekam ihr sehr schlecht. Es traten Schmerzen und Schwindel und Kurzatmigkeit ein. Am fünften Tag war die Kranke nicht mehr arbeitsfähig. Sie glaubte nur erkältet zu sein und setzte auch im Bett die Kur fort. Schließlich wurden die Schmerzen so stark — das Mädchen fühlte sich wie ausgedörrt —, daß eine Überführung in das Krankenhaus erfolgen mußte. Gegen Morgen starb die Patientin. Natürlich fand eine genaue ärztliche Untersuchung statt. Fest steht, daß die Dosis, die das Mädchen zu sich genommen hatte, nicht über das erträgliche Maß hinausgegangen war. Aber die Empfindlichkeit gegen diese Droge ist eben bei den einzelnen Menschen verschieden, und sie wurde in diesem Fall wahrscheinlich durch die Vorbehandlung mit dem Schilddrüsenpulver so sehr gesteigert, daß sie den Tod nach sich zog.



Lustige Ecke



Die Angst.



„Rück ein bißchen näher an den Schneemann, Elsa!"
„Nein, bloß nicht, du weißt, wie schrecklich eifersüchtig Erich ist!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.